

# Fragen und Antworten = Demandes et réponses

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bauern- und Proletarierkinder, wenigstens in meiner Jugendzeit. In den städtischen Schulen war es m. W. sogar direkt verboten, während Aeneas Silvius in seiner Beschreibung Basels noch allgemein sagt: „pueri nudis pedibus pergunt“, und die Chronik des Berner Schilling in dem Bilde, wo die Berner Jugend die Luzerner Truppen nach der Schlacht bei Grandson empfängt, in der vordersten Reihe einen barfüßigen Jungen mit einem Fähnlein darstellt.

Mir schien es nicht uninteressant, das ursprüngliche Gebiet der Verbreitung des Barfußlaufens der Jugend festzustellen. Dieses hat sich freilich in neuerer Zeit verändert, teils durch den Einfluß Aneipp'scher Heilkunde, teils durch die Proletarisierung der Bevölkerung, und nicht zum wenigsten während des Weltkrieges.

Stans.

Dr. Robert Durrer.

### Fragen und Antworten. — Demandes et réponses.

1. Würfelorakel vor der Schlacht bei Sempach. — Heinrich von Kleist hat sich zur Zeit seines Schweizer Aufenthaltes mit einem Plan zu einem Drama „Die Schlacht bei Sempach“ beschäftigt.

Im Zusammenhang mit Kleistforschungen wird mir von einem deutschen Kleistforscher folgende Frage unterbreitet:

Am Vorabend der Schlacht bei Sempach sollen österreichische Ritter eine Frage an das Schicksal gerichtet haben: Sie warfen Würfel, die nur weiße und schwarze Flächen hatten — wer weiß warf, würde die Schlacht überleben, wer schwarz warf, in ihr umkommen. Und alle Beteiligten warfen schwarz und fielen in der Schlacht. Joh. Jak. Gottinger d. J. (1783—1860) verwendet diese Erzählung in Szene 7 und 8 des III. Aktes seines in jugendlichem Alter verfaßten Dramas „Arnold von Winkelried“ (Wintertthur, 1810). Die österreichischen Ritter, die dort würfeln, sind von Rynach, von Ochsenstein und von Hasenburg — sie sind geschichtlich und alle bei Sempach gefallen. Es sieht nun nicht aus, als ob Gottinger selber die Wendung erfunden habe; die Erzählung soll schon um 1800 bekannt gewesen sein.

Wo findet sie sich, von wem stammt die Überlieferung, wann taucht sie auf?

Weder Otto Hartmann in seiner Dissertation, noch Th. von Liebenau in seiner Gedenkschrift 1886, und in späteren Veröffentlichungen zur Schlacht bei Sempach erwähnen sie; auch die Quellen, die Liebenau doch ziemlich vollständig abdruckt, haben sie nicht; ich finde sie nicht in den Anmerkungen zu späteren Ausgaben von bekannten Chroniken (z. B. Tschudis, Stumpfs), nicht bei Joh. v. Müller und nicht in neueren Darstellungen wie Dierauer.

Hat Gottinger das Motiv des Würfelorakels nicht selber erfunden und steht es nicht schon vor ihm in einer Verbindung mit der Sempacher Schlachtgeschichte, so wäre es auch möglich, daß er das Würfelorakel sonstwo — in der geschichtlichen oder belletristischen Literatur — gefunden haben möchte. Im Ritterdrama kommt es — soweit Otto Brahm's Nachweise gehen — nicht vor; es käme vielleicht am ehesten der hift. Roman in Frage.

Antwort. — Auf diese spezielle Frage wissen wir keine Antwort. Würfelorakel im Altertum: Bouché=Declercq, Hist. de la Divination dans l'antiquité; Franz Heinevetter, Würfel- und Buchstabenorakel in Griechenland und Kleinasien. Dissertation. Breslau 1911.

2. Berchtoldstag, 2. Januar? — In verschiedenen schweizerischen Kalendern figurirt der Name Berchtold unterm 2. Januar. In andern Kalendern finden wir Macarius oder Abel. Wie verhält es sich damit?

Antwort. — Einen heiligen Berchtold gibt es nicht; dagegen einen sel. Bekenner und Abt Berthold, der vorwiegend in Ober-Österreich verehrt wird, dessen Kalendertag aber auf den 27. Juli fällt. Schweizerische Kalender haben den Namen Berchtold auf den 2. Januar gesetzt, weil in manchen Gegenden an diesem Datum der „Vertelstag“ gefeiert wird, ein Volksbrauch, der mit fröhlichen Mählern und allerhand Lustbarkeiten verbunden ist. Sein Datum ist aber nicht überall der 2. Januar (s. Hoffmann=Arayer, Feste und Bräuche, S. 118 fg.). Die alte Bezeichnung für diesen Brauch war Berchten= (oder Perchten=)tag. Davon wurde ein Zeitwort ber(ch)telen „den Berchtentag ausgelassen feiern“ gebildet, wie zum Otmarsstag otmärken, zum Andreastag andreslen, zu Fasnacht fasnächtlén. Der Tag, an dem man „bertelet“, wurde dann seinerseits wieder „Vertelens= (in der Mundart Bertelis=)tag“ genannt. Aus diesem Bertelis= wurde endlich, durchaus unberechtigt, ein „heiliger“ Berchtold abstrahiert. Der Heilige des 2. Januar ist kath. Makarius, prot. Abel oder Seth. Es ist daher irreführend, wenn gewisse Kalender beim 2. Januar nur „Berchtold“ setzen, als ob es sich um einen Personennamen handelte. Es hat überhaupt keinen Sinn, kirchlich nicht anerkannte Festtage mit Volksbräuchen in die Kalender aufzunehmen. Mit dem gleichen Recht könnte man am Donnerstag vor Fasnacht einen hl. Fritschin oder Fridoscinus einsetzen. E. S.=R.

3. Die Quitte bei Hochzeitsbräuchen. — In der englischen Zeitschrift „Notes & Queries“, Bd. 163, S. 351, wird mitgeteilt, daß in der Schrift „The Praise of Musicke“ 1586 sich folgende Stelle finde: „I come to Marriages, wherein as our ancestors did fondly and with a kind of doating maintaine many rites and ceremonies, some whereof were either shadowes or abodements of a pleasant life to come, as the *eating of a Quince Peare* to be preparative of sweete and delightful dayes between the married persons.“ Daran wird die Frage geknüpft, ob ähnliche Bräuche auch sonst vorkommen.

Antwort. — Das Essen einer Quitte bei Hochzeiten war schon den alten Griechen bekannt und geht angeblich auf eine Solonische Verordnung zurück. Plutarch berichtet darüber (praecepta coniugalia I p. 138 D), daß Braut und Bräutigam vor dem Eintritt ins Brautgemach ein Stück des Hochzeitskuchens und eine Quitte zu essen hätten. Diesen Brauch erwähnt auch, ohne eine Quelle zu nennen: L. F. Thjelston Dyer, The Folk-Lore of Plants (1889) p. 152, und J. Cuthbert Lawson, Modern Greek Folklore and Ancient Greek Religion (1910) berichtet von den Neugriechen (?): „The quince is in some districts the food of which the newly-married pair are required to partake together at their first entry into their new home.“ Wie der Apfel und Granatapfel ist die Quitte Fruchtbarkeitsymbol. Es sei hierbei an die Elegie „Alfontios und Rhidippe“ von Kallimachos erinnert, in welcher erzählt wird, daß Alfontios, von Liebe für Rhidippe ergriffen, dieser im Tempel der Artemis eine Quitte zugeworfen habe, auf der die Worte geschrieben waren: „Ich schwöre bei Artemis, Alfontios zu heiraten.“ Da Rhidippe diese Worte laut las, war sie an das Gelübde gebunden. E. S.=R.

4. Schwedische Gardinen. — Woher kommt dieser Ausdruck i. S. v. „Gefängnisgitter?“ R. M.

Antwort. — Wir wissen weder das älteste Vorkommen dieser Redensart noch ihre Begründung mitzuteilen. Im Deutschen Wörterbuch Bd. 9, Sp. 2388 wird gesagt, daß gewisse Grausamkeiten des 30jährigen Krieges als „schwedisch“ bezeichnet worden seien, z. B. als „schwedischer Trunk“ das gewaltfame Einschütten von Mistjauche in den Mund. Dort wird auch der Ausdruck „schwedische Gardinen“ erwähnt, aber ohne Mitteilung der Herkunft. Das „Ordbok över Svenska Språket“ verzeichnet unter „Gardin“ die Bedeutung „Gitter“ nicht. Beachtenswert ist, daß im Holländischen gordijn gesagt wird für den Zwischenwall im Festungsbau. Es ist das französische courtine, „Vorhang, Mittelwall“, aus dem ja auch das deutsche Gardine stammt. Es wäre nicht unmöglich, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß eigentlich ein Ausdruck aus dem Festungswesen vorläge, der dann später auf die üblichere Bedeutung „Vorhang“ übertragen worden wäre. — Die Redaktion ist dankbar für Hinweise.

5. *Serpent couronné d'une pivoine.* — Etudiant les inventaires des temples d'Apollon à Délos où sont mentionnés de nombreux ex-voto, je relève le suivant: un serpent en argent ayant une pivoine d'or à son sommet. Il me semble, mais je ne retrouve pas de note à ce sujet, qu'il doit y avoir une relation symbolique ou superstitieuse entre le serpent et la pivoine. Je sais, par exemple que cette plante a suscité diverses traditions populaires déjà dans l'antiquité et a été étudiée dans un article de *Mac Curdy* dans *Classical Quarterly*, 1915.

W. D.

Auriez-vous quelques lumières sur ce sujet et sauriez-vous me dire si mon impression est exacte et s'il y a lieu de poursuivre dans cette direction?

Antwort. — Die Verbindung der Päonie (franz. pivoine, dtsh. Pfingstrose, Gichtrose) mit Apollon beruht wohl darauf, daß die Päonie im griechischen Altertum als Heilpflanze angesehen war. Ihren Namen hat sie wohl von dem Heilgott Paieon, Paian, der auch als Beinamen des Apollon galt (vgl. Roscher, Lexikon 3, 1246; Ujener, Götternamen 152 fg.; Daremberg & Saglio, Dictionnaire 4, 278). Was die Schlange betrifft, so galt sie im ganzen Altertum als Symbol der Heilkraft (vgl. Küster, Die Schlange in der griech. Kunst u. Rel. 135 ff.), konnte also auch dem Apollon=Paian beigegeben werden. Über die Grundfrage können wir allerdings zur Zeit keine Auskunft geben: die Bekrönung der silbernen Schlange mit einer goldenen Päonie. Daß in der neueren Volks Sage gekrönte Schlangen sehr häufig vorkommen, ist eine bekannte Tatsache.

☛ Weitere Auskunft erwünscht.

6. „Mitte, ritte, Roß“. — Ich bin von einem Herrn aus Lothringen angefragt worden, ob das Aniereiterlied „Mitte, ritte Roß, Zue Basel isch e Schloß...“, das im Elsaß und Lothringen weit verbreitet ist, auch in Basel bekannt sei und ob man etwas über seine Entstehung wisse. Der Herr, der in Albestroff (Moselle) wohnt, kennt folgende Fassung:

„Mitte, ritte Roß,	Eini spinnt Syd,
Zue Basel isch e Schloß,	D'ander spinnt Gryd,
Zue Basel isch e Königshüs	D'dritt spinnt Haverstroh,
Do gücke vier Jungfere erwüs.	D'viert machts grad esu.“

Ich persönlich weiß nur, daß das Lied in Basel bekannt ist. Doch nehme ich an, daß über die verschiedenen Texte und über die Verbreitung des Liedes schon allerhand veröffentlicht worden ist. Deshalb wäre ich Ihnen zu großem Dank verbunden, wenn Sie mir zu Händen des Herrn die einschlägige Literatur freundlichst angeben könnten.

Basel.

E. M.

Antwort. — Das Reite-Roß-Lied ist im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet, wie z. B. Franz Magnus Böhme in seinem Deutschen Kinderlied (Leipzig 1897) S. 84 ff. zeigt, bei dem sich weitere Literatur findet. Über die verschiedenen schweizerischen Versionen gibt es eine sehr gründliche Monographie von Gertrud Zürcher: Das Rytli-Rößli-Lied (Bern 1906), teilweise wiederholt in ihrem großen Werke: Kinderlieder der deutschen Schweiz (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde Bd. 17) (Basel 1926) Nr. 1037 ff., Varianten und weitere Literatur S. 434. Auch Ludw. Tobler erwähnt das Lied in seinen Schweizerischen Volksliedern (Frauenfeld 1882) Bd. 2, 239. — Die Lothringer Texte sind uns nicht bekannt. Sie werden vielleicht zu finden sein in dem Aufsatz von J. Graf: Deutsch=lothringische Volkslieder, Reime und Sprüche, im Jahrb. f. Gesch. usw. El.=Lothr. Bd. 10, 95 ff., oder bei J. Spieser: Sprichwörter und Kinderlieder des Dorfes Zillingen, ebd. Bd. 5, 133 ff. — Die Basler Fassungen s. bei Alb. Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime 2. Aufl. (Basel 1902) S. 10 f. E. S.=R.

7. Pflaumenrüpel (Pflaumentöffel, Pflaumenrüprrich, in der Lausitz: Pflaumenmännel, in Berlin: Pflaumenkerl) ist jener kleine Schornsteinfeger, der aus Backpflaumen hergestellt ist. Ich meine, die Gestalt des Schornsteinfegers hat man als Glückszeichen gewählt, da der „Feurrüpel“, diese Form ist mir als geborenen Dresdener geläufig, besonders gern auf Neujahrskarten verwendet wird. Die Zeit des Pflaumenrüpels ist Weihnachten. Man kann ihn wohl fast für ganz Sachsen (Freistaat) belegen, dazu habe ich Berichte, daß er auch in Berlin und Bitterfeld vorkommt. Hergestellt wird er fast immer in der Familie des Verkäufers. An manchen Orten ist er heute nicht mehr üblich, z. B. an meiner derzeitigen Amtsstadt Annaberg. Er ist aber früher hier auch Brauch gewesen. Das weiß ich von einem noch lebenden 78jährigen Tischlermeister. Anscheinend ist die Sitte in Sachsen Anfang des 19. Jahrhunderts aufgekommen. Vgl. Wilhelm v. Rügelen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Leipzig 1924 S. 54 Auf dem Weihnachtsmarkt 1809 in Dresden werden „die Schornsteinfeger von gebackenen Pflaumen“ erwähnt. In der Kunst kommt er bei Ludwig Richter, Robert Reinick und Lukas Arnolds vor, soweit ich es verfolgen konnte. Allerdings scheinen sich die Darstellungen alle auf den Dresdener Striezelmarkt zu beziehen. In der Literatur ist mir der Pflaumenrüpel bei Kurt Arnold Findeisen, bei Wilhelm v. Polenz (Dr. Pflaume), sowie in einer alten Dresdener Weihnachtsgeschichte von Julius Winkler begegnet: „Der böse Dreier“ oder „Ehrlich währt am längsten“. Schließlich kommt das Wort „Pflaumentöffel“ oder „Pflaumenrüprrich“ innerhalb des sächsischen Gebietes auch noch als gelindes Schimpfwort vor.

Ich würde Ihnen nun sehr verbunden sein, falls Sie mir noch Sachdienliches zu diesen Mitteilungen geben könnten. Es interessieren mich besonders Antworten auf folgende Fragen:

1. Wie lange besteht in Sachsen der Brauch zu Weihnachten aus Backpflaumen Raminfeger anzufertigen?
  2. Wo tritt dieser Brauch zuerst auf?
  3. Was ist seine Bedeutung?
  4. Wie weit ist dieser Brauch verbreitet innerhalb des Freistaates Sachsen und über seine Grenzen hinaus?
  5. Ist wissenschaftliche Literatur über den Pflaumentoffel bekannt?
- Ich gebe diese Fragen nur als orientierend an und bin für jedwede Mitteilung zu diesem Gegenstande sehr dankbar.

8. Gewitterbesen. In Malter, in der Nähe von Dippoldiswalde, Bezirk Dresden, besteht heute noch die Sitte, daß beim Nahen eines Gewitters und während des Gewitters die Frauen sich hinsetzen und einen Besen zwischen die Beine klemmen.

Was hat das zu bedeuten? Woher kommt dieser Brauch?

Sicher hängt er mit dem Hexenwesen zusammen. In Sachsen scheint er nur noch an genanntem Orte geübt zu werden; denn eine Umfrage in den „Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde“ blieb völlig ergebnislos. Ich habe verschiedene Volkskundler danach gefragt, aber eine andere Antwort als die, daß der Brauch mit dem Hexenwesen zusammenhinge, ist mir nicht zuteil geworden.


Daß der Rutenbesen als Schutz gegen böse Geister gilt, ergibt sich aus dem Pfingstbrauch, der mancherorts noch geübt wird, einen Besen an das Hoftor zu hängen. Ferner berichtete mir ein Kollege von einer Ungarnfahrt etwas Ähnliches. Der Betreffende hatte mit seinen Wandervögeln im Quartier bei einem Weinbauer in Tokaj gelegen. Da war ein Gewitter heraufgezogen. Der Bauer hatte gebeten, nicht mehr zu singen, und er hatte sich als Gewitterwache mit dem Gebetbuch in der einen Hand und mit einem Besen in der anderen vor die Tür seines Anwesens gestellt.

Mich interessiert an dem sächsischen Brauch besonders, warum der Besen von Frauen zwischen den Beinen gehalten wird.

Annaberg.

Ernst Uhle, Studienrat.

Antworten. — 1. Pflaumenrüpel. Genaueres wissen wir nicht über die Entstehung und Verbreitung anzugeben. — Im Deutschen Wörterbuch 7, 1731: „Pflaumentoffel, Leipzig, ein aus getrockneten Pflaumen gebackenes Männchen [es wird nicht gesagt, ob Schornsteinfeger], z. B. für die Kinder zur Weihnachtszeit; dann auch ein dummer Tölpel (Mitt. Rud. Hildebrands); in Stoppes Parnaß 507 ff. heißt der Gemeinbote Pflaumatuffel“. Die andern Bezeichnungen fehlen im Dt. Wb. In Albrecht, Leipziger Mundart (1881) fehlt auch Pflaumentöffel. Nach unserm Dafürhalten ist zunächst aus dürren Pflaumen, einem beliebten Nikolaus- und Weihnachts-Dörrobst, ein Männchen hergestellt worden, wie sie ja um die Weihnachts- und Neujahrzeit häufig in Gebäck- und anderer Form vorkommen. Die schwarze Farbe hat sodann zur Vorstellung eines Schornsteinfegers geführt; und da dieser nach dem Aberglauben Glück bringt (s. Handwb. d. Dt. Abergl. 4, 939 fg.; 1, 422 fg.), hat der Pflaumenmann schließlich dessen Gestalt und Attribute (Weiter zc.) angenommen. Der Glaube an den glückbringenden Schornsteinfeger äußert sich auch in Neujahrskarten; eine solche haben wir 1929 aus Zürich erhalten. Sie trägt den Firmensempel Amag 63548/3.

 Weitere Mitteilungen erwünscht.

2. Gewitterbesen. Hierüber s. namentlich Haberlandt im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens Bd. 1, 1129 ff. Nach ihm (1131) wird der Besen nur ausnahmsweise gegen Gewitter verwendet (namentlich Böhmen); dagegen wird der Besenritt (1150) zum Schutz der Felder, gegen das Fieber und gegen Bosheitszauber bei Hochzeiten ausgeführt. In dem sächsischen Brauch ist offenbar die Vorstellung von dem zauberabwehrenden Besen verbunden mit der Idee, daß die nachgeahmte Hexe die wirkliche, gewitterbringende Hexe vertreibe; so wie man das Unglück abwehrt, indem man die Zahl 13 auf sich trägt. E. H.=K.

9. Männerkindbett. — Kommt das Männerkindbett in der Schweiz vor? M. D.

Antwort. — Das eigentliche Männerkindbett (Couvade), wo der Mann sich ins Wochenbett legt, das Kind neben sich, während die Frau Hausarbeiten verrichtet, kommt in der Schweiz meines Wissens nicht vor. Sie ist namentlich bei den Indianern Mittel- und Südamerikas verbreitet und findet sich in Europa, so viel wir wissen, nur bei den Basken. Eine interessante Stelle in dem Buche von Francisque-Michel, *Le Pays Basque*, S. 201: «En Biscaye . . . les femmes se lèvent immédiatement après leurs couches, et vaquent aux soins du ménage pendant que leur mari se met au lit, prend la tendre créature avec lui, et reçoit ainsi les compliments des voisins» (in der Anmerkung Literatur). Dann weiter: «Les Béarnais faisaient autrefois de la même façon, ce qu'ils appelaient la couvade». Die Anmerkung fragt sich: «Ne serait-ce point à cette coutume qu'il faudrait rapporter la superstition de ceux qui s'imaginent qu'une femme en travail d'enfant sera plutôt délivrée de son fruit, si elle met le haut-de-chausse ou les bas ou les souliers de son mari». Mit diesem Brauch ist der emmentalische verwandt, wo die Gebärende die „Mundur“ (Uniform) des Mannes anzieht, um die Geburt zu erleichtern und das Kind stark zu machen (s. Gotthelf, *Anne-Bäbi Zowäger II*, 104). Aber von dem Männerkindbett weicht dieser Brauch doch wesentlich ab.

Die Literatur über die Couvade ist sehr umfangreich. H.=K.

10. Name Meifinger = Mai = Singer? — Wäre es möglich, daß mein Name von dem Volksbrauch des Maisingens herkäme, wie Winterfinger vom Ausfingen des Winters?

Bad Rappenaau.

Dr. D. Meifinger.

Antwort. — Winterfinger könnte auch von Winterfingen, Dorf im Kt. Baselland, abgeleitet sein, freilich dem einzigen Ortsnamen dieser Art, während ein Ortsnamen Meifingen überhaupt nicht vorkommt. Obige Herleitung ist nicht unmöglich; denn auch die Familiennamen Lenz, Sommer und Winter könnten in den bekannten Jahrszeitbräuchen ihren Ursprung haben. Nur Herbst erweckt wieder gewisse Bedenken. Von dem Namen Feigenwinter (Arlesheim b. Basel) ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß er von dem Brauch des Winter- oder Todaustragens stammt. Mhd. *veigen* heißt „töten, vernichten“: *veig (den Winter) = „töte den Winter“*. E. H.=K.

11 Dinglich. — Ich lese grade in Hans Sachs' „Der fahrend Schüler im Paradeis“ (Fastn. Sp. Nr. 22) folgende Zeilen (B. 260 ff.):

Schau, dort kumbt auch mein Weib herzogen.

Ich troet ir vor hart zu schlagen,

Daß sie so einfältig het eben

Dem lanpspcheißer das dinglich geben. . .

„Das Dinglich“ kann nichts anderes bedeuten, als „die Gesamtheit der kleinen Dinge“. Wir hätten hier eine Aufklärung über die eigentümliche Verwendung „=lach“ bei Diminutiven im Jiddischen: kinderlach, füsselach, „Kinderchen“, „Füßchen“ zc.

Darf ich Sie bitten, mir dieses Wort „Das Dinglich“ zu erklären?

Antwort — Dinglach und =lich bedeutet im Frühneuhochdeutschen „Habe, Gerät“. Das Suffix=lach, =lich hat schon im Mittelhochdeutschen kollektive und diminutive, oft pluralische Bedeutung (weinliedlach, beinlach, tierlich „Läuse“, diernlech „Mägdelein“). Vgl. Weinhold, Mhd. Gramm. § 280; Wilmanns, Deutsche Gramm. 2, 368.

12. Hauspruch: „Ich lebe und weiß nicht wie lang“. — Kann die Redaktion die genaue Fassung dieses Hauspruchs und einschlägige Literatur mitteilen?

Antwort. — Die gebräuchlichste Fassung lautet:

Ich lebe und weiß nit wie lang,

Ich sterbe und weiß nit wann,

Ich fahre und weiß nit wohin:

Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

Ausführlich handelt darüber Reinhold Köhler in seinen kleineren Schriften, 3. Bd. (Berlin 1900), S. 421 ff. Weitere Literatur in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 28 (1918), 114, Anm. 3 und 4). Aus der Schweiz (Umgegend von Thun) erwähnt den Spruch Heinrich von Kleist in einem Briefe an Bichoffe (s. Köhler S. 424); Walter Varden, Inscriptions from Swiss Chalets (Oxford 1913), S. 54 (Kandersteg). 141 (Kippel). G. H. = K.

13. Dreifaltigkeitskrug. — Hiermit möchte ich höflichst bei Ihnen anfragen, ob Sie bei Ihren volkswissenschaftlichen Studien schon einmal auf die Bezeichnung „Dreifaltigkeitskrug“ oder „Dreibröderleinkrug“ gestoßen sind. Man versteht darunter dreifach gekoppelte Krüge, deren Henkel meist miteinander verschlungen sind und die untereinander in kommunizierender Verbindung stehen. Die Bezeichnung selbst habe ich während der letzten Jahre wiederholt in süddeutschen Auktionskatalogen (Hugo Helbing, München) gefunden, und zwar handelt es sich bei den Objekten selbst meist um süddeutsche Fayence-Drillingskrüge aus der Zeit von 1700–1750. Beide Ausdrücke habe ich bisher in keinem mundartlichen Wörterbuch feststellen können. Es würde mich nun außerordentlich interessieren, zu erfahren, ob Ihnen beide Benennungen aus direkter Volksüberlieferung bekannt geworden sind.

Bremen.

Dr. E. Grohne.

Antwort. — Auf Ihre Anfrage müssen wir Ihnen leider mitteilen, daß weder der Ausdruck „Dreifaltigkeitskrug“ noch „Dreibröderleinkrug“ in unsern Gegenden volkstümlich zu sein scheint, wie diese dreiteilige Krugform bei uns überhaupt kaum autochthon ist.

Seither ist das gründliche Buch des Fragestellers erschienen: (E. Grohne) Die Koppel-, Ring- und Tüllengefäße. Bremen 1932. G. H. = K.